

Der Erschrecker

GEISTERBAHN Nach Feierabend spielt Mathias Arp auf dem Hamburger Dom einen toten Holzfäller. Sein Ziel: der bestmögliche Schreck. Für die ganz schwierigen Fälle hat er eine Motorsäge

VON DANIEL KUMMETZ

Die zwei jungen Frauen ahnen, dass Mathias Arp ihnen auflauern wird, sie haben ihn vorher gesehen. Doch von seiner Motorsäge wussten sie nichts. Als sie mit dem Wagen ins Freie fahren, riechen sie zuerst die Abgase und hören den Motor knattern, dann sehen sie, wie er die Kettsäge auf ihre Köpfe zu schwingt. Sie reißen die Augen auf, rutschen etwas auf den Sitzen nach vorn und kreischen. Eine der Frauen umklammert mit einer Hand ihr großes, rotes Kellnerportemonnaie und hält es vor ihre Brust, als könnte sie damit Angreifer von vorn abwehren.

Mathias Arp arbeitet als Erschrecker im „Geisterhotel“ auf dem Dom, dem großen Hamburger Jahrmarkt, viele Jahre hieß die Bahn „Geister Tempel“. Arp stellt den Geist eines seit 73 Jahren toten Holzfällers dar, seine Figur nennt er „Wood Shock“. Das Gesicht ist weiß geschminkt, die Augenringe dehnen sich über die ganzen Augenhöhlen aus, sie sind blauviolett. Arp hat sich große blutende Wunden aufs Gesicht gemalt. Am Körper trägt er ein aufgerissenes Holzfällerkleid, darunter ein weißes, blutiges T-Shirt. Am Hemd hängen acht Seilenden, die an herausquellende Gedärme erinnern sollen. Am linken Knie sitzt ein blutiger Verband. Einige Zähne sind schwarz.

Seit neun Jahren erschreckt Mathias Arp die Fahrgäste der Geisterbahn. Es ist ein Hobby, die Schausstellerfamilie zahlt ihm nur die Kosten für Schminke, Verkleidung und Fahrt. An diesem Freitag ist er aus seinem Büro gleich zum Dom gefahren – er entwickelt Software für Windanlagen. „Ich mache das als Ausgleich für die Schreibtischarbeit“, sagt er. Er könne so den Frust der Woche verarbeiten.

Rund 30 Angstmacher teilen sich die Schichten im „Geisterhotel“ während der drei Dom-Monate in Hamburg, sie haben sich im „Screamteam“ zusammengeschlossen. Die Erschrecker sind nur an den Abenden zum Wochenende auf dem großen Jahrmarkt. Werktags ist zu wenig los, nachmittags fahren Kinder – für die sind die Skelette, Alienköpfe und offenen Särge schrecklich genug.

Doch jetzt ist Freitagabend, und Mathias Arp steht leicht gebückt, mit hochgeklappter Schirmmütze in einem Zelttunnel der Geisterbahn und lauscht. In der rechten Hand hält er sein blutbespritztes Spielschwert. Mit seiner Linken umfasst er eine abgehackte Hand aus Plastik. Es ist das vierte Exemplar, das er für seine Einsätze braucht. Arp nennt die Hand Susi IV.

Der tote Holzfäller wartet auf den nächsten Wagen. Er hört das Klackern, wenn die Gondeln über die kleinen Lücken zwischen den Schienen fahren. Eine Schreck-Sirene heult. Und dann kommt sein Zeichen: Ein Wagen kracht gegen zwei Türen. Seinen nächsten Gäste werden in ein paar Sekunden da sein. Aus dem toten Winkel hält er das Schwert unter ihre Nase, sie schrecken zurück. „Oh, zwei neue Freiwillige“, sagt Arp mit verstellter tiefer

Stimme und geht gebückt und unbemerkt hinter dem Wagen her. Der Angstmacher hockt ein paar Meter weiter von hinten auf ihre Gondel auf und schiebt sein Gesicht zwischen die beiden. Er fuchtel mit dem Schwert herum. Der zweite geglückte Schreck.

Auf dem Rückweg zu seinem Hinterhalt guckt er zu den Gästen, die jetzt die Rampe hinauffahren – und bald bei ihm sein werden. Jetzt entscheidet Arp, wie stark der Schreck sein wird. „Mädels im Alter zwischen 12 und 18 Jahren erschrecken sich immer“, sagt Arp. „Für die ganz harte Fälle habe ich die Kettsäge.“ Wenn es sehr voll ist, kommen die Wagen im 15-Sekunden-Takt vorbei. Heute sind sie etwas seltener.

Wenn keine Wagen kommen, spielt Mathias Arp mit dem Publikum vor der Bahn. Einige bleiben stehen, wenn er auf den Balkonen und Brücken umhertrotet. Er guckt eine Jahrmarkt-Besucherin an und winkt sie mit einem Schwert heran – eine halb drohende, halb einladende Geste.

„Die meisten erkennen einen nicht wider, wenn man ihnen ungeschminkt begegnet“, sagt Arp. „Ich glaube, manche Frauen würden mich dann gar nicht beachten.“ Schminke im Gesicht mache wohl interessant.

Gegen Mitternacht steht Arp in einem Wohnwagen hinter der



Gibt seit neun Jahren den Geist: Mathias Arp Foto: Kummetz

Bahn, seine fünfstündige Schicht ist vorbei. Hier hat er sein Schminkezeug und Verkleidung in großen Koffern und Kiste aufbewahrt. Die Latexmilch steht noch draußen, in einer Mezzo-Mix-Flasche schwimmt Kunstblut, daneben liegt eine Haargel-Dose mit einer zähen Mafie an Krustenblut – mit ihm kann er Wunden modellieren.

Arp zieht sein Holzfällerkleid mit den Seilen aus, greift sich den Waschlappen und geht zum Spiegel. Er zieht die Latexmilchhaut von seiner rechten Wange ab und reibt mit dem Waschlappen immer wieder über sein Gesicht. Der blaue Lappen bekommt weiße und rote Flecken. Mit den Fingerägeln versucht Arp den schwarzen Zahnlack abzukratzen.

Dann steigt er in sein Alltagsdress: ein grünblaues Karohemd und eine Jeans. Bevor er verschwindet, holt er seine Motorsäge in den Wohnwagen und packt sie in eine Plastikfolie. Er wird sie am nächsten Tag brauchen.



„Bei mir in der Schule gab es auch viele, die gesagt haben: ‚Wahnsinn, so ein Leben kann ich mir gar nicht vorstellen!‘ Aber ich konnte mir deren Leben umgekehrt ja auch nicht vorstellen“

Chantal Sodemann, Entenangelin



Die Zitate stammen aus dem Bildband „Zuckerbrot und Spiele“ über den Hamburger Dom, herausgegeben von Bjoern Gantert und Maurice Kohl, Text: Tanja Kibermanis, Kerber-Verlag 2014, 168 S., 36 Euro

„Bei mir ist es generell so: Wenn ich merke, da ist einer betrunken, dann darf der sowieso nicht hauen. Ich sag dann immer: ‚Komm morgen wieder, wenn du nüchtern bist, dann kriegst du sechs Schläge umsonst!‘“

Hans-Jürgen Schröder, Hau den Lukas

„Man muss das mit Liebe im Herzen machen. Aber ich bin auch manchmal sehr direkt. Ich hab auch schon Leuten den Kopf gewaschen, dass sie aufhören sollen zu saufen!“

Hilde Rosenberg, Wahrsagenin

„Wir haben zwei Jungs und acht Mädchen. Eine ist Lehrerin, die andere studiert Maschinenbau, eine ist Reiseverkehrskauffrau, eine ist Kindergärtnerin, die Jüngeren sind alle noch Schüler“

Lorenzo Basso, Luftballonverkäufer

VERLOREN GEGANGENE DOMBEKANNTSCHAFTEN

„Was machst du denn hier?“

Draußen vor dem Kiosk auf der Feldstraße trinken die Dombeschicker immer. Das weiß ich von Sven K., dem Kettenkarussellbremser. Einmal hab ich mich auch mal nach Svens Feierabend zusammen mit ihm und einer Freundin an den runden Plastikstisch vorm Kioskfenster gestellt; vom damaligen Dosenbier in meiner Hand wünschte ich mir inbrünstig, dass es nie, aber auch NIE von denjenigen angefasst worden war, die sonst an dem Plastikstisch standen und tranken, wenn nicht gerade Dom war, das erinnere ich noch. Die Schaussteller standen versprengelt an Mauern erlehnt, stoben ihre Zigaretten in Blumenkästen aus, und erklärten meiner Freundin und mir das ungeschriebene Gesetz vom Dom: nie aber auch NIE 'ne Braut anfasen, wenn sie es nicht auch will; nie aber auch NIE jemanden mit aufs Zimmer nehmen, die Chefs sehen es nämlich nicht gern, wenn ein Außenstehender die Wohnunterkünfte der Angestellten näher in Augenschein nimmt; bei Razzien nicht petzen.

Sven K. hab ich von meiner Facebookfreundesliste gelöscht, nachdem mir die Witze an seiner Wand zu anstrengend wurden. Das Letzte, was ich von ihm weiß, ist, dass er dabei war, seinen Führerschein zu machen, und dass seine Mutter gestorben war. Beim Dom war er da nicht mehr.

Deshalb guckte ich immer un-

auffällig, wenn Dom war, nach dem Feierabend am Kiosk nach Beschickern. An Sommerabenden fuhr ich etwas langsamer auf dem Fahrrad am Kiosk vorbei; doch auf diese Art und Weise lehnen nur Losverkäufer und Geisterbahngeliebten an Mauern, es roch ein wenig nach Asphalt, und nach Zuckerwatte.

„Hej, Rebecca“, hörte ich plötzlich.

Ich war erstaunt. Jörg hatte ich zuletzt fünf Jahre zuvor gesehen, als er aus dem Karo viertel wegsaniert wurde, Ersatzwohnung im Falkenried, da mochte er es nicht, war immer noch mal im Karo viertel, um zu trinken.

Sowohl betrunken als auch unbetrunken hat Jörg einen Silberblick, mit dem er dich anguckt, als wärest du sehr unwahrscheinlich. Dabei ist er der Unwahrscheinliche. Seine Beine sind zu dünn für seinen ohnehin dünnen Körper, er ist zu jung für seine alten Trinkgenossen. Aber zu alt für junge Trinkgenossen. Er lispelt, als hätte sich sein Silberblick auf seine Zunge übertragen.

Und er hat immer Jobs, das gibt's nicht.

Zuletzt fuhr er nachts Medizin nach Dänemark. Im Kombi gegen Bezahlung als Kurier. Bis ihm wegen Alkohol am Steuer der Führerschein entzogen wurde.

„Hej, Jörg! Was machst du denn hier?“

Es war warm und eine laue

Sommernacht, so wie sie es nur auf der Feldstraße sein kann. „Ich arbeite jetzt beim Dom, ne?“ – „Und was ist mit Falkenried?“ fragte ich. Nee, gekündigt. Er ist Schmalzgebäckkaushilfsarbeiter. Und mit den Maiskolben und sauren Gurken beim anderen Stand von seinem Chef hilft er auch.

„Und wo wohnst du?“ – „In einem Campingwagen auf dem Hof von meinem Chef in der Lüneburger Heide“, sagte er. „Hab noch nie in meinem Leben so wenig Geld verdient und so wenig ausgegeben.“ Wenn ich's recht erinnere, bekam er 30 Euro pro Tag, plus Kost und Logis.

Beim Dom ist er inzwischen nicht mehr. Fragen kann ich ihn nicht. Vor ein paar Monaten lief mich Jörg mal an. Ich war sehr überrascht. Wollte nur mal seine Kontakte im Telefon durchforsten, welche Nummern noch so stimmten und welche nicht. Meine Stimme noch, obwohl ich inzwischen in Dänemark lebe. Als ich ihn jetzt wegen dieses Artikels anrufen wollte, stimmte seine nicht mehr. Vielleicht hat er mir neulich auch bei der Gelegenheit seine neue Nummer geben. Wieso kann ich mich immer nur so schlecht erinnern? Jörg ist jetzt weg. Und wo soll so einer wie Jörg bloß hin? Vielleicht hier, beim Tivoli in Kopenhagen. Die haben hier bestimmt auch eine Gewerkschaft für Jahrmärkte.

REBECCA CLARE SANGER



Hamburger Frühlingdom: Hinter den Buden beginnt die Welt der Schaussteller Fotos (2): Miguel Ferraz



Herr Scholl, Blume und der liebe Gott

VON JAN ZIER

Seit gut zehn Jahren schon arbeitet Emil Scholl in Deutschland. Einen Beruf gelernt hat der Rumäne nicht, der 29-Jährige schlägt sich als Ungelehrter durch, zuletzt in der Fleischindustrie. Aber „das Schlimmste“, sagt Scholl, war seine Zeit in der Schaussteller-Branche. Seit 2012 arbeitete er bei der „Blume Tower GmbH“ in Hude, bis letzten Sommer, mit Pausen. Jetzt ist er gegen sie vor Gericht gezogen.

Zwölf bis 14 Stunden musste er arbeiten, behauptet er, Tag für Tag, manchmal noch mehr. Gewohnt hätten sie in einem Container, auf dem Hof der Firma. „Das war eine Katastrophe.“ 16 Leute hätten sich eine Toilette teilen müssen, ein Bad, eine Dusche. Scholl holt sein Smartphone hervor, seine Freundin Bianca Cocea aus. Die Sanitäranlagen auf ihren Fotos sehen magerade aus, andere Fotos zeigen einen kleinen Raum, darin drei Stockbetten mit Metallgitter. Zeitweise hätten sie zu zehnt dort gelebt, sagt Scholl, dann kamen weitere Matratzen in die Mitte. Bei Blume bestreuten sie das. Und auch sie haben Fotos von den Containern: Sie zeigen dieselben Stockbetten, aber auch einen leichten Gemeinschaftsraum, eine gut gefüllte Einbauküche. Alles sieht ganz ordentlich aus auf diesen Fotos. Von „vollkommen beengten Verhältnissen“ könne keine Rede sein, sagt die Firma.

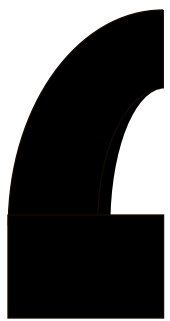
Bekommen hat Herr Scholl für den Hilfsarbeiter-Job zuletzt 1.413 Euro brutto, etwas mehr als 1.000 Euro netto. So steht es jedenfalls in seiner Gehaltsabrechnung, die auch Abzüge für Steuern und Sozialversicherung ausweist – nur keine Arbeitszeiten.

Vom Lohn abgezogen, sagt er, habe man ihm auch eine „Garantieleistung“: 30 Prozent, pauschal, jeden Monat – um zu verhindern, dass er in der Saison geht. Dieses Geld gab's dann erst am Ende des Jahres, sagt er. Frauen wurden schlechter bezahlt: Bianca Cocea musste laut der Lohnabrechnung zuletzt mit 893 Euro brutto auskommen, macht netto etwas mehr als 700 Euro. Abzüglich der Garantieleistung, wie sie sagt. In den Abrechnungen taucht die aber nicht auf. Einen schriftlichen Arbeitsvertrag gab es nicht, sagt Scholl.

Die Firma Blume Tower vermisst romantische Kinderkarussells im historischen Design, aber auch Glühweinhäuser mit Wohlfühl-Kamin, wahlweise auch im Alm-Design, dazu Blockhäuser für Weihnachtsmärkte. Und eben den Tower: 35 Meter hoch, 1.000 Quadratmeter groß, mit Aussichtsterrasse, Skyline-Café und Lounge. Zu WM-Zeiten haben sie zudem einen Biergarten betrieben, nahe Oldenburg, aber auf bayerisch getrimmt, oder was man hier so dafür hält.

Derzeit ermittelt das Hauptzollamt in Oldenburg gegen die Schausstellerrfirma, es geht um Schwarzarbeit; aber „noch ist nichts entschieden“, sagt ein Behördensprecher. Die Firma weist die Vorwürfe von sich. „Das stimmt alles nicht“, sagt ihr Kölner Anwalt Bernd Gerritzen. „Natürlich“ gebe es ordentliche Arbeitsverträge, sagt er, nur habe die eben gerade der Zoll eingekassiert. Dass Scholl bis zu 18 Stunden am Tag habe arbeiten müs-

AUSBEUTUNG Mehrere rumänische Wanderarbeiter beklagen miese Arbeitsbedingungen bei einer Schausstellerrfirma aus Hude. Die streitet alles ab. Jetzt entscheidet ein Gericht. Der Fall scheint keine Ausnahme zu sein



EMIL SCHOLL ÜBER SEINE ARBEITGEBER

„Wir glauben an Gott. Die Chefs bei Blume Tower waren harte, kalte Leute. Die haben keinen Gott“

sen, „entspricht nicht der Wahrheit“, sagt Gerritzen. Nur „ausnahmsweise“ hätten die Rumänen einmal sieben Tage hintereinander arbeiten müssen, „in keinen Fall“ aber mehr als 48 Stunden in der Woche. „Ziemlich sicher“ müssten die Rumänen länger arbeiten als zulässig, sagt dagegen ihr Anwalt Günter Möhlenkamp. Aufzeichnungen fehlen – Stundenzettel wurden nicht geführt, sagt Gerritzen. Den Rest muss nun das Arbeitsgericht in Oldenburg entscheiden.

Sicher ist nur, dass Herr Scholl und Frau Cocea im vergangenen Sommer zusammen mit zwei weiteren Rumänen rausgefliegen sind. Ihnen sei fristlos gekündigt worden, sagt Blume: Sie hätten die Arbeit verweigert und zuvor vergeblich versucht, eine Lohnerhöhung durchzusetzen. Nie habe es Diskussionen um Geld gegeben, sagt Scholl dagegen. Nur bessere Arbeitsbedingungen hätten sie gefordert, mehr Freizeit, mehr Pausen, mehr Urlaub etwa. Am Ende seien sie des Hofes verwiesen worden „wie Hunde“, sagt Scholl, „und ohne einen Cent in der Tasche“. Obdachlos. Ohne Anspruch auf Arbeitslosigkeit. Im Auto hätten sie übernachtet müssen, erzählt Scholl, ehe ihnen ein Pfarrer half, die Diakonie in Oldenburg, eine Schwester aus dem Kloster in Dinklage. Unbedingt müsse die Presse das erwähnen, und wie dankbar sie dafür seien.

Ihre Geschichte, sagt Daniela Reim von der Oldenburger Beratungsstelle für mobile Beschäftigte, ist keine Ausnahme. „Ich habe das schon von so vielen Rumänen gehört“, sagt sie, etwa auf Jahrmärkten in Oldenburg, Bremen oder Vechta. Zuletzt hatte sie einen Fall aus Hamburg. „Es ist immer wieder die gleiche Situation.“ Oft verdienten die Hilfsarbeiter nur 900 Euro im Monat, sagt Reim, und vielfach gebe es keine Arbeitsverträge, keine Krankenversicherung, keine soziale Absicherung.

Sogar zu einer Abtreibung sollen die Leute bei Blume Cocea genötigt haben. „Wir wollten das Kind“, sagt Scholl: „Wenn du kein Kind hast, kannst du alles andere am Ende wegwerfen.“ Nach einigen Hin und Her sei sie schließlich nach Rumänien gefahren, sagt Cocea, um abzutreiben, an einem Mittwoch war das. Tags darauf, sagt sie, habe die Chefin schon wieder angefragt: „Wir brauchen dich!“ Das Geld für die Abtreibung in der Heimat habe die Firma vorgestreckt – und dann vom Lohn abgezogen, so die zierliche Frau, die schon einen sieben Jahre alten Sohn hat, wie sie erzählt. In Rumänien. Dass die Firma sie zur Abtreibung gedrängt und dafür bezahlt habe – das sei „völliger Quatsch“, entgegnet Gerritzen: Cocea habe abgetrieben, weil sie sich von Scholl trennen wollte, so der Anwalt. So steht es auch in einer eidesstaatlichen Erklärung, die Gerritzen der taz präsentiert.

Heute sitzen Scholl und Cocea allerdings einträchtig nebeneinander. „Wir glauben an Gott“, sagt Scholl dann, und dass die Chefs bei Blume Tower „harte, kalte Leute“ gewesen seien. Cocea nickt. „Die haben keinen Gott“, sagt der Mann im blauen Trainingsanzug. Menschen könne man kaufen. Gott nicht. Also vertraut er darauf, das am Ende, irgendwie, noch alles gut wird.